



XXXVIII.

Das gnädige Fräulein sind noch bei der Toilette — sagte der Diener, indem er mich in den großen Saal einließ.

Ich war auch wieder um eine halbe Stunde zu früh gekommen. Am liebsten wäre ich schon am Morgen **nach der Augartenvilla** gepilgert.

Der Saal, obwohl es draußen noch Tag war, strahlte in buntem Lichterglänze wie am ersten Abende, und das Weilchenbeet in seiner Mitte duftete mir entgegen, als ob es mich grüßte: Willkommen, glücklich Verliebter!

Melinda ließ nicht lange auf sich warten. Ich stand im Anblick ihres Jugendporträts vertieft — auf dem Bilde schien sie nicht älter als vierzehn Jahre — und hatte ihr Herankommen gar nicht bemerkt. Erst als knapp neben mir ihr melodisches „Guten Abend“ mich überraschte, wand ich mich um und küßte die mir dargereichte, behandschuhte Rechte:

„Ich kam zu früh. . . verzeihen Sie meiner Ungeduld.“

„Und verzeihen Sie, daß ich Sie allein ließ — ich dachte, Desings seien schon da.“

Sie war in großer Dinertoilette. In dem langschleppenden Spitzenkleide sah die Gestalt noch schlanker und größer aus, als sonst; auf dem weißen Halse funkelte ein diamantenes

Herz, und ein Zweig von Theerosen lief, quer wie ein Ordensband, von der linken Schulter zur Taille hinab.

Ich blickte sie bewundernd an, und sie hielt meinen Blick standhaft aus. Sie schaute mir ebenso fest ins Auge, wie ich ihr; es war, als wollte sie etwas lesen in meinem Gesichte.

So schwiegen wir eine Weile. Ich wußte ihr Dank, daß sie keine der üblichen Liebenswürdige-Hausfrau-Nedensarten schnatterte, daß sie mich für würdig fand, die über sie gekommene Nachdenklichkeit nicht zu unterdrücken.

Stumm wies sie mir einen Platz an und setzte sich selber. Sie lehnte in die Kissen zurück. Das Geplätscher der Fontäne begleitete die Stille. Endlich mußte ich doch etwas sagen.

„Wie kommt es wohl, daß dieser Raum, in dem ich heute erst zum zweiten Male bin, und der doch keinem anderen Raume gleicht, den ich jemals gesehen hatte, mir so etwas Altbekanntes, Heimisches und zugleich Geheimnisvolles hat, als wär's ein Ort, von dem ich oft geträumt, oder den ich in einem früheren Leben bewohnt hätte?“

„Vielleicht gefällt es Ihnen hier.“ — sie sprach, ohne den Kopf von seiner zurückgelehnten Stellung zu heben und in leisem, langsamem Tone. „Mir geht es auch so . . . wenn ich etwas Schönes sehe — Landschaft oder Zimmer, Menschenantlitz oder Kunstgebilde —, so berührt es mich auch als ein — Wiedergefundenes.“

„Das deutet auf unsere Heimatsberechtigung im Reiche des Schönen.“

„Ja, des Schönen . . .“

„Fräulein Melinda, es liegt etwas Schwermütiges heute in Ihrem ganzen Wesen —“

Sie setzte sich auf und seufzte tief. Es war aber kein kummervolles — mehr ein beklommenes Seufzen.

„Nein, nicht schwermütig . . . nur erwartungsvoll gestimmt. Ich glaube, es will etwas Neues in mein Leben treten.“

„Damals, in Triest — —“

„Ach, sprechen Sie doch nicht immer von damals. Ich glaubte da wirklich, ich würde der Reisebekanntschaft nie wieder begegnen — sonst hätte ich keine solche Rhapsodie — —“

„Damals sagten Sie mir, Sie erwarteten von der Zukunft ein wunderbares Glück . . . Wäre das im Anzuge? . . . Bitte, seien Sie offen mit mir. Fühlen Sie denn nicht, daß ich voll Teilnahme und voll Ehrerbietung bin? . . .“

„Was fragen Sie eigentlich? Ob ich ein wunderbares Glück heranziehen sehe? . . . Nein, noch weiß ich nicht, was es sei, Freude oder Leid . . . ich glaube nur, daß — — Sprechen wir nicht von mir. Unsere Bekanntschaft ist ja viel zu kurz Prinz Roland, als daß so persönliche Dinge für uns gegenwärtig Interesse haben sollten.“

„Kurz! Als ob es jahrelangen Umganges bedürfte, um einander — wenn nicht zu kennen, so doch zu erraten. Sie selber sagten vorhin: eine zum ersten Male gesehene Landschaft könne Ihnen als ein Wiedergefundenes erscheinen — warum sollte man nicht manchmal in einem Menschen, den man nur ganz flüchtig kennt, doch einen alten Freund erkennen?“

„Sie haben recht . . . und ich glaube Ihnen, daß Sie mir freundschaftlich gesinnt sind.“

Dabei reichte sie mir die Hand hin. Ich nahm sie in die meine und hielt sie fest, ohne Druck.

Nach einer Weile machte sich Melinda frei und stand auf. Sie ging an den Ramin und schaute auf die Standuhr.

„Schon drei Viertel auf sieben . . . Daß Besings nicht kommen!“

Jetzt machte sie ein paar langsame Schritte und blieb beim

offenen Flügel stehen. Ich war ihr gefolgt und setzte mich vor die Klaviatur.

„Spielen Sie?“ sagte sie.

„O, nur ganz dilettantisch — und nach dem Gehör —“

„Also versuchen Sie Reminiscenzen aus Lohengrin!“

So begann ich denn zu spielen: Elsa's Gebet, den Hochzeitschor, das Schwanenmotiv. Melinda hatte sich den zweiten Klavierstuhl zurechtgeschoben, um, mir schräg gegenüber sitzend, den Ellbogen auf das Pult, die Stirn auf die Hand gestützt, meinem Spiele zu lauschen. Ich schaute nicht auf die Tasten, sondern ihr ins Auge.

Aus dem Schwanenliede war ich in das Liebesduett von Romeo und Julie übergegangen. Da begann Melinda leise mitzusingen, mit unsagbar süßer Stimme, in italienischem Text.

Ein eintretender Diener unterbrach den Zauber.

Er überbrachte ein Billet.

Melinda zerriß den Umschlag.

„Ach, von Lesing . . . Olga ist unwohl, mußte sich zu Bett legen — — auch er bittet um Entschuldigung, muß bei seiner Frau bleiben . . . Lassen Sie auftragen, die Herrschaften kommen nicht“, sagte sie dem Diener. Und als dieser fort war: „Nun denn, Prinz Roland, jetzt sind Sie verurteilt — ihre Stimme zitterte ein wenig —, mit mir en tête-à-tête zu dinieren.“

„Das ist freilich hart,“ erwiderte ich in ernsthaftem Tone.

Als nun die Flügelthüren geöffnet wurden: „Mademoiselle est servie“ bot ich meiner Gastgeberin den Arm.

Der kleine runde Tisch, von dem eben zwei Gedecke entfernt worden, war reich mit Blumen- und Früchtaufsätzen geschmückt: exotische Blumen — Orchideen — und exotische Früchte. Das Speisezimmer war nicht groß — offenbar pflegt Melinda nicht mehr als ein halbes Duzend Gäste um ihren

Tisch zu versammeln — die richtige Zahl zu angeregter Unterhaltung.

Die richtigste Zahl waren wir zufällig heute — zwei.

Die Thüren zum Saale waren wieder geschlossen, doch eine andere offene Thür ließ in einen offenen Wintergarten sehen. Es war ein gar schönes Heim, das diese schöne Frau sich hier geschaffen hatte. Ich dachte an mein eigenes Schloß, das ja in noch größerer Pracht eingerichtet ist, und das ich doch wieder verlassen hatte, weil mich der Thatendrang hinausgetrieben, weil ich dort unten zu einsam war.

Ob sie sich nicht auch manchmal einsam fühlen mochte? Ich stellte unvermittelt diese Frage.

Sie antwortete einfach: „Ja“. Nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu:

„In der gegenwärtigen Stunde nicht.“

„Darauf wollen wir anstoßen,“ sagte ich, ein Glas haltend. Sie hatte noch keines der vor ihr stehenden gefüllten Weingläser berührt, aber jetzt that sie mir Bescheid.

Ein leichtes Rot stieg ihr in die Wangen, und feuriger glänzten die Augen.

Lebensfreude — sinnlich und seelisch genossene Lebensfreude erfüllte mich, und mir war's, als müsse dieselbe Atmosphäre, die ja auch sie umglühte, die gleichen Empfindungen in ihr wecken.

Röntgen-Strahlen wahrhaftig! Zwei Leute, die einander zu lieben beginnen, denen werden ihre innersten Gedanken und Regungen — trotz aller Umhüllungen — plötzlich offenbar, wie die Goldstücke im geschlossenen, von unsichtbaren R-Strahlen durchdrungenen Portemonnaie.

Unsichtbar ist auch das süße Fluid, das von zwei entzündeten Herzen strömt, und doch erhellt es deutlich das gegenseitige Bewußtsein, nicht nur der gegenwärtig empfundenen sehnennden Lust, sondern auch der zukünftig möglichen Wonnen — —